

Nr. 21. Bromberg, den 28. Januar 1927.

Jenny auf Reisen.

Ein artiger Roman von Hans Bachwitz.

(8. Fortsetzung.)

Die Herren hatten inzwischen ihre Ansichten über Jenny ausgetauscht und befanden sich hinsichtlich des Vergnügens, das die Anwesenheit einer so eleganten und hübschen Frau versprach, in erfreulicher Übereinstimmung. Doch glomm unter der scheinbaren Herzlichkeit, mit der sie einander recht gaben, bereits der Funke einer Rivalität, der zu rasendem Feuer anschwellen konnte. Der Major insbesondere schien zurückavanciert zu sein. Er gab sich schneidig und verwogen, wie ein Leutnant, der gestern das Patent bekommen hat und heute eine Welt erobern möchte. Er war ganz und gar „verfluchter Kerl“ und schien sogar vergessen zu haben, daß er der Verfasser eines berühmten Buches über den Weltkrieg war.

„Gatte, oder nicht!“ schnarrte er. „Das Weib ist eine Messe wert, und ich will sie gerne lesen!“ Er wiegte sich in den Hüften wie ein Landsknecht, der ganz allein eine feindliche Schanze zu erobern gedenkt.

„Ich halte sie für eine absolut anständige Frau und müßte jede gegenteilige Ansicht für eine persönliche Herausforderung nehmen!“ bemerkte Dr. Weibezahl blitzend. Er schien sich plötzlich daran zu erinnern, daß er vor langen Jahren einmal Korpsstudent gewesen war, bis man ihm den Austritt nahegelegt hatte.

„Meine 'erren, meine 'erren!“ besänftigte glatt Sennor Don Jacinto. „Wozu die Worte?“

„Taten, Mann, Taten werden sprechen!“ rief der Major und reckte sich, daß ihn der Rücken schmerzte.

„Oh, Major,“ besänftigte Jacinto kriegerischen Übermut, „warten wir ab. Seien wir klug, vorsichtig, gemäßigt. Halten wir uns zunächst im 'intergrund!“

„Könnte Ihnen so passen, alter Inka!“ lachte der Major. „Wir bleiben hübsch im Hintergrunde und Sie agieren indessen im Vordergrunde. Und dann erzählen Sie uns, wie's war!“

Weibezahl ging mit fliegenden Fahnen zum Major über gegen den gemeinsamen Feind. „Ich würde es wenig kameradschaftlich empfinden, wenn Sie im Trüben fischen wollten, Herr Puma,“ stellte er gemessen fest. „Und ich würde auch das als persönliche Herausforderung nehmen!“ Er blitzte bedrohlich. Aber Jacinto schlug ihn mit Diplomatie: „Was Ihnen betrifft, Doktor, so 'ätten, denk ich, die Damen 'efesand ein Wörtchen mitzureden!“

„Wieso?“

„Man sieht, wenn man Augen hat!“

„Selbstmurmelnd!“ kam ihm der Major zu Hilfe, in dem Gefühl, hier sei mit vereinten Kräften ein Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen. „Wir sparen hier schon alle fürs Verlobungsbukett!“

„Aber, aber, aber!“ Weibezahl blitzte nicht mehr, „wie können Sie einen unschuldigen Flirt — — — —?“

„Hehe!“

„Hoho!“

In diesem Augenblick aber kam Jenny herunter, gab ihre Zimmerschlüssel dem Portier ab und sah sich nach einem Platz um. Wie der Falke seiner heimatlichen Wälder stieß Jacinto auf sie zu.

„Sennora verzeihen,“ sagte er, die Hand auf dem Herzen, „ich hörte zufällig den Namen Pasada — — —“

Jenny wurde blaß und ihre Knie wankten. Sollte die Zeit der Prüfungen noch nicht vorüber sein? Lauerte hier neue Gefahr? War sie verraten, entdeckt, dem Gesetz ausgeliefert? Sie flüsterte mit Lippen, deren Blässe glücklicherweise unter dem deckenden Rot nicht zu sehen war: „Pasada — — jawohl!“

„Vor Jahren kannte ich einen Mann dieses Namens,“ fuhr der Sennor fort und lächelte geschmeidig. —

„Ja — das ist er nicht!“ erwiderte Jenny rasch und bebend vor Angst.

„Belieben?“

„Ich meinte, mein Mann ist der nicht — — —“

„Das nahm ich auch nicht an, Sennora, denn die Gattin jenes Pasada, mir persönlich bekannt, hat nichts von Ihrem Liebreiz. — Indessen, der Name Pasada ist in meiner Heimat dasselbe, was hier Müller oder Schulze!“

Jenny atmete auf. Gott sei Dank, daß ihr der Zufall einen so unverdächtigen Namen souffliert hatte. Sie beschloß, den Roman, dem er entlehnt war, überall zu empfehlen; er mußte ausgezeichnet sein —.

„Wenn Sennora gestatten, begleite ich Sie auf die Terrasse. Dort sitzt man wunderschön!“ Und Jacinto rundete galant den Arm, seines Sieges gewiß. Da nahte in Eilmärschen der Feind.

„von Quistitz!“

„Dr. Weibezahl!“

Und ehe er noch zur Abwehr schreiten konnte, sah sich Jacinto verdrängt. Rechts und links von Jenny schritten die Sieger, und Jraquita mußte die Nachhut übernehmen.

Bald saß man zu viert auf der Terrasse.

„Gnädigste haben Glück gehabt! Höchste Eisenbahn in des Wortes verwegenster Bedeutung!“ knarrte der Major.

„Ja, — es war ein rechtes Malheur!“ seufzte Jenny und goß einen Tropfen Rum in den Tee.

„Nicht für uns!“ Weibezahl verneigte sich.

„Sie wollen wohl abreisen?“ fragte Jenny harmlos, aber Jacinto kicherte diabolisch.

„Herr Dr. Weibezahl meint, Ihr Malheur sei nicht sein Malheur!“ erklärte er.

„Das ist mir zu hoch!“ Jenny trank achselzuckend ihren Tee.

„Hm — wenn ich — als Soldat ein strategisches Bild anwenden darf,“ kam es vom Major, „so möchte ich sagen: das Abschneiden rückwärtiger Verbindungen bedeutet oft entscheidenden Einfluß nach vorn!“

„Aha!“ Jenny verstand kein Wort. In diesem Moment kam Dr. Hüngerl vorbei in seinem kümmerlichen schwarzen Rock, ohne Hut, ein dickes, sehr abgegriffenes Buch unterm Arm. Er grüßte linkisch.

„Was is 'n das für'n Abfall aus der Papiermühle?“ fragte von Quistiz indigniert.

„Das ist ein sehr netter, feiner und hochgebildeter Mann!“ fuhr Jenny auf, „der mir auf der beschwerlichen Reise sehr behilflich war!“ Und rot vor Empörung neigte sie sich über ihre Tasse.

Die Herren wechselten behutsame Blicke.

„Nun ja — — gewiß — — weshalb nicht?“ Dr. Weibezahl konzedierte alles. „Indessen — — —“

„Er 'eißt Doktor 'üngerl und ist Gelehrter!“ Jacinto machte ein Gesicht, als ob ihn etwas würge.

„Is vielleicht 'n verkappter Rockefeller;“ argwöhnte der Major, „Millionäre gehen gern schäbig herum!“

„Sein Vater ist auch vielfacher Millionär und Engrosbäcker. Aber der Sohn ist zu stolz, von ihm was anzunehmen. Brot ist heilig!“ zitterte Jenny.

„Hol — mir ist doch so — — —" von Quistitz erinnerte sich Hüngerl — die große Brotfabrik auf Aktien — — —"

„Ganz richtig, das ist sein Papa!"

„Prima, primissima!" lobte Weibezahl, der sich entsann, daß er an Hüngerlaktien verdient hatte.

„Also kein Abfall!" triumphierte Jenny.

„Es ist nicht alles Brot, was schmeckt!" lachte der Major. „Und der Sohn schmeckt uns gar nicht, was meine Herren?"

Aber die Herren hüteten sich, ihm beizustimmen, da sie merkten, wie sich der Major durch seine Taktlosigkeiten das Grab schaufelte. Die Kumpane von gestern waren Widersacher von heute. Landsknechte der Liebe.

Dunkel, schwermütig, gedankenbewuchtet nahte sich Francis Fidikuk. Er hatte, den Weg zum Hotel verhalten zurückwandelnd, mit aller Energie und ohne Schonung der eigenen Person überdacht, was denn wohl der Grund des jähen Mißfallens gewesen sein mochte, das er in Mimi hervorgerufen hatte, und er fand schließlich nur die eine Erklärung, daß nämlich jeder Gesinnungswechsel in der Neigung einer Frau auf die geistige Inferiorität dieser Menschenklasse und die hieraus entspringende Unbeständigkeit des Charakters zurückzuführen sei. Und er beschloß, Fräulein Mimi hinfort außerhalb des Radius seiner Persönlichkeit zu stellen. So kam es, daß genannte Dame an diesem fatalen Nachmittage zwei bisher nicht aussichtslose Freier in gewissem Grade durch eigene Schuld verlor, und daß der Wegweiser ihres Geschickes drohend nach dem Teutoburger Walde zeigte.

Es läßt sich aber andererseits auch nicht verschweigen, daß der Dichter an dem Tisch, wo der Kampf ums Weib langsam ,aber unerbittlich entbrannte, mit scheelen Mienen begrüßt ward. Wenigstens, was die drei Konkurrenten betraf. Sein schwerblütiger Gruß wurde vom Major überhaupt nicht beachtet, von Weibezahl kaum erwidert, und von Jacinto mit einem „Diablo!" aus scheinheilig lächelnden Lippen quittiert. Zum Glück verstand niemand das geflüsterte „Diablo", und so konnte auch Francis selbst der Meinung sein, Jacinto habe nur „Guten Tag!" gemurmelt.

Da indessen keiner der Herren Anstalten traf, ihn vorzustellen, und da andererseits Jenny auf Francis sofort einen unverlöschlichen Eindruck machte, so nannte er selbst mit gebührender Hochachtung seinen Namen. Jenny nickte freundlich, obwohl sie nicht wußte, was sie damit anfangen sollte, und Francis zog hierauf ungeniert einen Stuhl heran, den er respektlos zwischen den Sessel des Majors und den Jennys zwängte. Es verdroß ihn wenig, daß der Ritter kupferrot anlief und daß sein Kopf aussah wie ein Strohdach, über dem der Brandschein des Krieges glühte. Er überhörte auch das deutliche „impertinent!" von Quistitzens und übersah das begeistert zustimmende Nicken der Kumpane. Er wandte sich vielmehr sofort zu Jenny:

„Glücksernte letzter Gelegenheit?"

„Wie, bitte?" fragte Jenny. Die drei Werber feixten unisono.

„Gestern noch war mein Auge leer von Ihrem Blick!" versuchte Francis, sich verständlicher zu machen, aber Jenny, die leider zum Expressionismus keine Beziehungen hatte, kapierte das auch nicht, und Weibezahl dolmetschte mit Verachtung:

„Herr Fidikuk meint, er habe Sie bisher noch nicht gesehen!"

„O bitte — das ist ganz meinerseits!" erwiderte Jenny, und der Major, der das für Hohn hielt, schlug eine fürchterliche Lache an. Am liebsten hätte er Francis mitsamt seinem zudringlichen Stuhl umgeworfen und in den Sand gestreckt.

Francis lächelte geringschätzig, stolz, aber ohne Hochmut, und irgendetwas in seinem klaren, von hoher Stirn überthronten, vom milden Feuer seiner Augen bestrahlten Gesicht gefiel Jenny. Am Ende war der junge blasse Mensch mit den zarten Händen und den weichen Haaren geisteskrank? Selbst wenn dem so sein solle, witterte sie doch mit dem sicheren Instinkt des unverdorbenen Menschen, daß Francis irgendwie wertvoller sein mußte, als die drei zudringlichen Herren.

Sie hatte ihren Tee ausgetrunken und erhob sich, um noch ein wenig spazieren zu gehen. Jeder der Konkurrenten bemühte sich, ihre linke Seite zu gewinnen, aber sie wandte sich unbefangen an Fidikuk, dem sie inzwischen ihren sogenannten Namen genannt hatte, und fragte, ob er sie nicht begleiten wolle? Und schon hatte Francis, geschmeidig und Glücksfunkeln im larmoyanten Auge, sich neben sie geschlängelt und geleitete sie den kleinen Abhang hinunter, dem Waldwege zu. Hinter den beiden wanderten die wieder versöhnten Feinde, und ihre Mienen kündeten nichts Gutes für den scheinbar glücklichen Rivalen.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Fidibus — — —" begann Jenny. Aber sie stockte, denn Francis machte ein Gesicht, als habe ein Gichtanfall ihn gepackt. „Was ist Ihnen?"

„Fidikuk!" hauchte der Dichter, „kuk, kuk, nicht bus!"

„Fidikuk — — —?"

„Nur kuk, bitte, o Barmherzigkeit!"

„Pardon! Ich wollte Sie ja nicht kränken!"

„Dank und Glauben!" versetzte Francis feierlich, als gäbe er eine Losung aus, und nahm Jennys Hand, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen. Und Jenny überließ sie ihm, nicht nur aus Höflichkeit oder aus Verlegenheit (dieses Schamgefühl zweiten Ranges verlor sie langsam), sondern weil sie mit einem leichten Schauer empfand, daß die Berührung der weichen und gepflegten Hand angenehm, neuartig und merkwürdig erregend war. Schade, daß dieser sympathische junge Mann am Geiste litt. Sie warf ihm, mild ihre Hand aus der seinen lösend, einen freundlichen Blick zu, faßte sich ein Herz:

„Weshalb, Herr Fidikuk, sprechen Sie so seltsam?"

„O ewige Anklage des Suchers neuer Fährten!" Francis rang förmlich die Augen gen Himmel.

„Sie suchen neue Fährten? — Auf welchem Gebiete?" fragte Jenny, leise bedauernd, daß die Fährten dieses netten Herrn zu einem netten Mädchen nicht die uralten waren.

„Fährten des Geistes!" verkündete Francis mit Märtyrerblick.

O weh! Es stimmte. Er war verrückt. Jenny fühlte schmerzliches Bedauern, aber dann fürchtete sie sich, denn der Weg verengte sich. Nächtig drohte engschluchtig der Wald. Sie blieb stehen, sah sich um. Gott sei Dank — dort kam die Nachhut, geführt vom Major. Die Herren hatten im genügenden Abstand weidlich auf den „Stammeljoethe", wie von Quistitz ingrimmig Fidikuk benannte, geschimpft und dem Verhalten der von ihnen vergötterten Frau gleichfalls ein sehr schlechtes Führungszeugnis ausgestellt. Ja, sogar Weibezahl empfand das abfällige Urteil nicht mehr als persönliche Herausforderung, und es erwies sich abermals, daß die sogenannte Galanterie nichts ist als die Pose eines Bonvivants auf der Bühne. Ist der Vorhang gefallen, das Theater verödet, wirkt die schöne Geste nicht mehr — dann schminkt der Bonvivant sich ab, und aus der Galanterie wird wieder der simple Egoismus des Alltags.

Egoismus war's auch, der jetzt die Wünsche der drei Kaltgestellten aufs Neue entfachte. Wie? Die Dame blieb stehen, sah sich offenbar ängstlich, schutzflehend um — sollte der Bursche da vorn etwas gewagt haben, was jeder der scheinbaren Ritter so gerne selbst gewagt hätte? Sofort zogen sie über das schäbige Wams ihrer kleinen Seelen den Küraß der Ritterlichkeit aus blitzendem Goldblech und stürmten voran gleich Lohengrin und Co., um zu verteidigen, was sie lieber angegriffen hätten.

Das war aber Jenny auch wieder nicht erwünscht. Lieber wollte sie es mit einem netten Verrückten, als mit drei ekelhaften Vernünftigen zu tun haben. Rasch nahm sie deshalb den Arm Fidikuks und schritt zitternd, aber doch befriedigt weiter in den schattig-grünen Gewölbgang des Waldes, während der Major das Schlachtroß seiner Hoffnung zügelte, und kurzentschlossen — „man wird sich doch nicht von 'nem Weib zum Affen machen lassen, wie?" — drehten die Ritter und gingen zurück, von wannen sie gekommen.

„Steht Alleinsein im Sternenbild Ihres Lebens?" fragte Francis und drückte den zarten, runden Arm ein ganz klein wenig.

„Ob ich allein bin?" gegenfragte Jenny. Es ist immer wieder erstaunlich, wie rasch Frauen das Verständnis finden, wofern ein Gefühl sie leitet. Francis nickte.

„Ja — leider — —"

„Dennoch Frau?"

„Ach so! Ja! Dennoch!" Schade, daß man jetzt wieder lügen mußte. Das Bedauern, das Jenny über diese Notwendigkeit empfand, bewies zur Genüge, daß sie noch nie geliebt hatte.

„Grund?"

„Wie?"

„Nun — Gatte verhält sich negativ — — nicht?"

„Jawohl! Ja. Positiv negativ!"

„Reizvoll!"

„Nicht einmal, Herr Fidi — —"

„Schmeckte nur diffusen Widerspruch. Positiv negativ! Elfisch!"

„So?"

„Zwang durch Schicksals Bestimmung oder rauher Griff bürgerlicher Gesetze?"

„Ja — hm, sehen Sie — — wenn ich's recht bedenke, möchte ich beinahe sagen, es ist eine Bestimmung. Aber wiederum — auf der andern Seite — — — nein, ich hoffe nicht, daß was mit den Gesetzen — — — Ich kann doch bei meiner Seele Seligkeit nichts dafür!"

Und Jenny hatte ein Schluchzen in der Brust. Am Ende war dieser Francis gar nicht so verrückt. Er schien doch bereits etwas gemerkt zu haben. Aber Francis hatte nur

erkunden wollen, ob die Ehe Jennys männlicherseits infolge Tod oder Scheidung vereinsamt sei.

Die mystische Antwort seiner Begleiterin brachte jetzt in umgekehrter Rolle das Verständnis Fidikuks zum Scheitern. Was war die nun eigentlich? Witwe oder Geschiedene? Er zwang seine Sprache zu verhaßter Einfachheit:

„Gatte lebt noch?"

Und wieder atmete Jenny auf. Dann lachte sie fast spitzbübisch: „Natürlich! Unberufen!"

„Indessen?"

„Was?"

„Geschieden?"

Das war kitzlich. Hieraus konnten sich Schwierigkeiten ergeben. Jenny wußte von der Untermieterin ihrer Mutter, was es mit einer Scheidung auf sich hatte. Wer da nicht ganz taktfest war, verwickelte sich gar leicht in Widersprüche. Sapperlot! Was fing sie mit dem Gatten an? Ob sie ihn nicht doch lieber tot sein lassen sollte? Er konnte ja plötzlich gestorben sein.

Francis nahm ihr Zögern für peinliches Empfinden. Zart drückte er abermals ihren Arm und fragte, ihr unbewußt zu Hilfe kommend, ob sie vielleicht nur von ihrem Manne getrennt lebe?

Jenny nickte hastig. Ja natürlich lebe sie getrennt. Nur getrennt.

„Klarheit bricht durch Dunkel. Verstehe! Getrennte Ehe — famos!"

„Wie, bitte?"

„O Verzeihung, Dolcissima," Herr Francis geriet in Feuer und in dieser läuternden Glut fielen die Schlacken seiner Ausdrucksweise merklich ab. „Versprach mich nur. Wollte sagen: tragisch!" Und er drückte abermals den Arm Jennys, der das nun doch allgemach auffiel. Aber eigentlich nicht unangenehm.

„Ja — tragisch!" flunkerte sie lustig weiter. „Die Ehe hat mich enttäuscht!" Das hatte sie aus dem Roman geschnappt.

„Die ewige Galeere!"

„Mein Mann ist nämlich 36 Jahre älter als ich."

„Methusalem!!" Francis war erschüttert.

„Nein, nein — Pasada! Generalkonsul!"

„Tropisch!"

„Tro — — —?"

„Greis von Wendekreis!" Fidikuk sank auf das Niveau des ältesten Schwankes vor Begeisterung. „Ausländerin selbst?"

„Halb und halb. Ich stamme aus — — aus Rio de Janeiro!"

„O Flamme ewigen Sommers, Blühen auf Klippen, schäumende Brandung an grünendem Strand — Rio — ferne Gitarre hinter Hibikus! Rio — — ich kenne es!"

„Ach je!" Jenny stellte erschrocken wieder eine Panne fest, versuchte zu retten, was zu retten war. „Eigentlich bin ich mehr aus der Umgegend von Rio!"

„Aus der Pampa!"

„Ja. Meine Mutter war Deutsche!" Aus Kopflosigkeit verlegte sie die Existenz der ehrsamen Frau Wichler in die Vergangenheit.

„Deshalb Aussprache ohne Fehl."

„Ja. Aber wenn es Ihnen recht ist, gehen wir nun zurück. Mir ist ein bißchen schwül!"

„Befehlen Sie Weg ins Unendliche — ich bahne ihn!" Und Francis drückte ihren Arm so heftig, daß Jenny merkte, ihr Begleiter sei durchaus normal. Und — merkwürdig; — eigentlich hatte er ihr vorhin besser gefallen, wo er so harmlos reizend verrückt war.

Wenn sie geahnt hätte, daß jetzt erst der Wahnsinn bei Francis ausbrechen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Wie entsteht ein Handatlas?

Kein Land der Erde besitzt so zahlreiche und so gute Handatlanten wie Deutschland. Mag Kriegs- und Nachkriegszeit die deutsche Industrie stark bedrängt, ja von manchen Schaffensgebieten, wo sie einst herrschte, gar verdrängt haben, der deutsche Handatlas, und als sein ältester und typischster Vertreter der hundertjährige Stieler, hat seine führende Weltstellung bewahrt. Ein Deutscher war es, der den ersten Handatlas im modernen Sinne schuf, der Duisburger Kartograph Gerhard Kremer (1512—1594), unter seinem latinisierten Namen Mercator jedem deutschen Kinde vom Schulatlas her bekannt. Nach seinem Tode wurde die deutsche Kartographie von den Niederländern und Franzosen überflügelt, und erst nach einem Jahrhundert gelang es der Nürnberger Offizin des Johann Baptista Homann (1664—1724), den deutschen Markt zurückzuerobern und bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts zu behaupten. Das Erbe von Nürnberg trat Gotha an, wo Adolf Stieler (1775—1836) in den Jahren 1817—23 mit dem jungen, von Justus Perthes 1785 gegründeten Verlage den Atlas schuf, der noch heute seinen Namen trägt, immer wieder verjüngt durch die Lebensarbeit führender Kartographen, eines August Petermann, Hermann Berghaus, Carl Vogel. So ist der Stieler das Vorbild geworden für die deutschen Handatlanten, die nach ihm oder neben ihm entstanden sind; an seinem Beispiel mag die Frage beantwortet werden, die sich jedem Besitzer und Benutzer eines solchen Kartenwerkes aufdrängt: „Wie entsteht der Handatlas?"

Jede Kartenzeichnung, mag es sich nun um eine Übersichtskarte kleinsten Maßstabes oder um eine geographische Spezialkarte handeln, wie sie sich in jedem Atlas finden, soll letzten Endes auf eine Aufnahme im Gelände, auf eine Vermessung im freien Felde gegründet sein. Das ist heute der oberste Grundsatz aller Kartographie. Aber das war keineswegs immer so, es hat vielmehr der mühevollen Arbeit von Jahrhunderten bedurft, ehe man ihn anwenden konnte. Alle geographische Entdeckung war zunächst Erkundung, und wo sichere Kenntnisse fehlten, bevölkerte die Phantasie die leere Kartenfläche. Erst wenn die Erkundung durch die genaue Messung ersetzt ist, bietet sich dem Kartenzeichner eine sichere Grundlage für seine Arbeit. Der Geodät und Topograph, der Forschungsreisende und das Vermessungsschiff sind die Hilfskräfte, die dem Kartographen das Material für seine Zeichnung beschaffen. Aus diesem Material heraus, das sich für jedes Land aus zahlreichen Karten aller Art und Güte zusammensetzt, zaubert der Kartograph das neue Länderbild auf seinen weißen Zeichenbogen. Er zeichnet ohne Apparate und Hilfsmittel: Hand und Auge, in gründlicher Lehre und langer Übung geschult, sind seine einzigen, aber um so verläßlicheren Helfer, und er zeichnet trotzdem „wie gedruckt", denn der Karteninhalt läßt sich ja nicht in Typen setzen wie die Niederschrift eines Buches. Die Karte ist ein Bild: wie der Maler sein Gemälde muß es der Zeichner in endgültiger Form dem übergeben, der es durch den Druck vervielfältigen soll.

Wie jedes Bildwerk, läßt sich auch die Landkarte auf die mannigfachste Weise vervielfältigen. In jedem Falle muß zunächst eine Druckform hergestellt werden, was auf photomechanischem Wege, durch Kupferstich oder in Steinzeichnung geschehen kann. Das vornehmste, zugleich das beste und zweckmäßigste Verfahren ist der Kupferstich, wie er für Stielers Handatlas angewandt wird. Es ist so alt wie einfach. Mittels Hand oder Photographie wird eine Pause der Originalzeichnung im Spiegelbild auf die glatt polierte Kupferplatte übertragen und dann der Karteninhalt mit einem einfachen Werkzeug, dem Stichel, in diese eingegraben. Man kann — und so geschah es auch in früherer Zeit — das gesamte Kartenbild: Fluß- und Wegenetz, Orts- und sonstige Kartenzeichen, Bergstriche und Namen in die gleiche Platte stechen, das ergibt dann einfarbig schwarze Abzüge. Will man verschiedene Farben verwenden, wie etwa im Stieler blau für die Flüsse, schwarz für die Schrift, braun für die Berge, so muß man den Karteninhalt auf ebensoviele Kupferplatten verteilen. Das feine Korn des Kupfers gestattet die Wiedergabe des zartesten Striches, die eigenartige Technik verleiht, von einem „Meister vom Stichel" geübt, jedem Stich einen besonderen Charakter. Durch die Möglichkeit, in ausgestochene Stellen der Platte neues Kupfer durch galvanischen Niederschlag einzulagern, erhält die Platte eine unbegrenzte Korrekturfähigkeit, ein Vorzug, der gerade für Kartenzeichnungen mit ihren ständigen Änderungen und Verbesserungen von unschätzbarem Werte ist.

Der Druck der Karten kann ohne weiteres von der fertig gestochenen Kupferplatte erfolgen, ja der Kupferdruck liefert die schönsten und schärfsten Abzüge. Aber als Tiefdruck erfordert er angefeuchtetes Druckpapier und Eintragung der Farben von Hand mit dem Pinsel. Das ist zeitraubend und teuer, und nicht geeignet für die Herstellung großer Auflagen. Man überträgt deshalb das Kartenbild von der Kupferplatte mittels des sogenannten Umdrucks auf den Lithographiestein, der den Flachdruck in der Schnellpresse ermöglicht und die Tagesleistung der Kupferdruckpresse von 150 Abzügen auf das zwanzigfache steigert. Auch der Farbeindruck kann nun in der Schnellpresse erfolgen, indem man für jede Farbe eine besondere Druckform herstellt. Der Umstand, daß man durch Übereinanderdrucken weniger Grundfarben eine große Zahl verschiedener Farbtöne erzielen kann, vereinfacht den Druckvorgang so, daß auch für sehr bunte Kartenbilder eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Drucksteinen (etwa 10—12) ausreicht. Die fertigen Karten werden durch einen künstlerischen Einband zum handlichen Atlas zusammenfügt.

Ein paar statistische Angaben mögen zum Schluß die Größe der vollbrachten Leistung beleuchten. Rechnet man für

die Zeichnung eines Stielerblattes durchschnittlich 15 Monate, so würde ein Kartograph an den 108 Karten des Stieler 1620 Monate oder 136¾ Jahre zu zeichnen haben. Stielers erster und hervorragendster Mitarbeiter, Christian Gottlieb Reichard, der bereits im 57. Lebensjahre stand, als er 1815 die Arbeit am Atlas begann, hätte mithin ein Methusalem von annähernd 200 Jahren werden müssen, hätte er allein das Werk zeichnerisch bewältigen sollen. Und der scharfe Kupferstecher hätte gar 216 Jahre den Stichel führen müssen, um diese Zeichnungen in die Platten zu übertragen. Die Hundertjahrausgabe des Stieler erforderte 432 Kupferplatten zu je 4 Kilogramm, mithin einen Block gediegenen Kupfers von 1728 Kilogramm oder rund 34½ Zentnern. Die zu ihrem Druck nötigen Steine würden aufeinander geschichtet einen Turm von 150 Meter Höhe ergeben, der dem Kölner Dom nur wenig nachstünde. Darum Achtung vor den Leistungen der deutschen Kartographie!

Onkelchen auf dem Ausverkauf.

Humoreske von Robert Misch.

Onkel Emil, der in L. einige Miethäuser und noch sonst manches besaß — also Erbonkel — zeigte uns seinen Besuch an. Logierbesuch: Katastrophe! Aber Erbonkel — nichts zu machen! Wir räumten ihm also unser bestes Zimmer ein — und dann kam er, rauchte meine besten Zigarren, aß und trank, als ob er . . . Na, meine höhere Tochter kicherte heimlich. Und am anderen Tage wollte er einkaufen.

Da keiner von uns Zeit hatte, ihn zu begleiten, so zog er am anderen Vormittag allein los. Meine Frau warnte ihn vor Taschendieben, — aber er lachte nur, und dann zog er los. Um 3 Uhr wollte er zurück sein. Es wurde 3 Uhr — 4 Uhr — 5 Uhr: Der gute Erbonkel kehrte nicht zurück. Um diese Zeit wollte ich die Polizei anläuten — Unglücksfall, Raubmord — man kann nie wissen . . .

In dem Moment klingelte es, und Onkel Emil erschien in Begleitung eines freundlichen Herrn, der sich als Polizeikommissar legitimierte und uns befragte, ob dies wirklich der Rentier Emil G. aus L. und unser Onkel sei, was wir ehrlich bejahen konnten. Der freundliche Mann entfernte sich dann mit einer Warnung an den Onkel, künftig vorsichtiger zu sein. Der Onkel sah recht ramponiert und sehr verhungert aus. Nachdem er seine Suppe verschlungen, taute er auf und erzählte.

„Nein, dies Berlin! Also, Kinder, ich ging zunächst zu Tietz. Es war voller als bei uns auf dem Jahrmarkt. Na ja, ich kaufte dies und das — und schließlich ging ich zu den billigen Wollsachen, um die sich die Leute beinahe schlugen. Neben mir stand eine elegante und hübsche junge Dame. Ich hatte die Pakete in der Hand — lauter Geschenke für euch und für mich einige von den billigen Oberhemden und Socken — und wußte wirklich nicht, wohin damit. Alle Tische voll von Waren und Käufern.

Die junge Dame lächelte freundlich, sie wollte mir die Sachen halten, „weil hier soviel Diebsgesindel ist". Und so gab ich ihr alle meine Pakete zum Halten. Und dann kaufte ich — und plötzlich faßte jemand in die Tasche meines Überziehers hinein.

Ein Dieb! rief ich schnell und wollte ihn natürlich festhalten. Aber er hielt mich fest, es war ein Herr im Gehrock und ohne Hut, und zog ein rotseidenes Kopftuch aus meiner Tasche. „Kommen Sie mit und weisen Sie sich aus! Das Tuch ist gestohlen", rief er leise, aber energisch. Ich protestierte natürlich. — Und dann kam noch ein Herr, und sie wollten mich unbemerkt abführen.

„Wo ist die Dame, die meine Pakete hat?" rief ich wütend, — die war nämlich unterdessen verschwunden.

„Lassen Sie man, die Tricks kennen wir schon, und kommen Sie ohne Widerstand mit! Sonst . . ." rief der erste Herr. — Na, was wollte ich machen?

Sie führten mich dann in ein Bureau, wo schon zwei Herren saßen.

Ihr lacht — mir war wahrlich nicht lächerlich zumute, denn erst untersuchten sie alle meine Taschen, und dann erzählte ich ihnen die ganze Geschichte, und wer ich sei, und auch von euch und so weiter. Zum Glück hatte ich einen Ausweis von unserer Polizei bei mir. Dann flüsterten sie miteinander und lachten auch. Das rote Seidentuch, das verfluchte — wie ist das bloß in meine Tasche gekommen? — lag derweil auf dem Tische. Aber meine Pakete waren weg. Sie warnten mich streng vor zu großer Vertrauensseligkeit und gaben mir den freundlichen Herrn mit, der eben hier war. Er nahm ein Auto, das ich habe bezahlen müssen. Ob sich das junge Mädchen mit den Paketen wohl im Bureau melden wird? Der Herr meinte, nein!!"

Auch wir verneinten das. Onkel Emil lächelte plötzlich schlau:

„Na, mein Geld habe ich wenigstens gerettet."

Er griff in seine Brusttasche, wühlte ängstlich darin herum und sagte dann kläglich: „Die Brieftasche ist auch fort — mit den 600 Mark."

Wir schrien alle durcheinander. Ein Teil der Erbschaft war also flöten gegangen. Onkel Emil machte ein langes Gesicht.

Seitdem lassen wir ihn nur noch unter dem polizeilichen Schutz eines Familienmitgliedes ausgehen.

Das Rad.

Sesostris, König von Ägypten, der um das Jahr 1300 vor Christi Geburt lebte, pflegte nicht selten gefangene Könige vor seinen Triumphwagen zu spannen.

Einer jener Könige, die seinen Wagen ziehen mußten, besah sich beim Fahren immerzu das Rad, das sich auf- und abdrehte.

Sesostris, dem das Gebahren des Gefangenen auffiel, fragte ihn, warum er sich denn immer nach dem Rade umsehe.

Der gefangene König antwortete: „In dem Rade erblicke ich ein Sinnbild der Vergänglichkeit irdischer Größe. Kaum ist das eine Ende der Speiche oben, so muß es wieder hinab, und dasjenige, welches unten gewesen, kommt wieder nach oben."

Sesostris verstand, was die Worte des Gefragten bedeuteten. Seit diesem Tage ließ er niemals mehr gefangene Könige vor seinen Triumphwagen spannen. — Dem einen aber, der ihm die Antwort erteilt, schenkte er die Freiheit.



Bunte Chronik



* **Eine Regenversicherung.** Als Novum soll in nächster Zeit in Deutschland eine Versicherung gegen den Regen eingeführt werden. Gedacht ist hierbei nicht an etwaige landwirtschaftliche Schäden, ähnlich der Hagelversicherung, sondern an eine Versicherung von Veranstaltungen, die entscheidend von der Witterung abhängig sind. In Betracht kommen hier z. B. Fußballwettkämpfe, Pferderennen, Volksvergnügungen, die im Freien stattfinden oder Ausstellungen von längerer Dauer. Als Vorbild dient England, das schon seit längerer Zeit mit gutem Erfolge eine Veranstaltungsversicherung aufzuweisen hat, der auch eine Urlaubsversicherung angegliedert ist.

*

* **Woher kommt das Wort „büffeln"?** Dieser bekannte Ausdruck scheint dem Wortlaut nach auf ein Tier — den Büffel — zu verweisen. Sein Ursprung dürfte aber aus einer anderen Bedeutung hervorgegangen sein. Nach den Forschungen Beckers kommt das älteste Beleg für das Wort „büffeln" in einer Predigt des im 16. Jahrhundert lebenden Predigers Mathesius vor, wo es in bezug auf die Arbeit der Bergleute heißt: „daß mancher oft hart und lang „püflen" muß, bis er zum Erz gelangt." Nach Grimm bedeutete das Wort büffeln in der Schweiz auch bisweilen „wacker prügeln". Man kann also annehmen, daß das Wort büffeln ursprünglich aus dem alten Wort „buffen" oder „puffen", d. h. schlagen oder stoßen, hervorgegangen ist, woraus der Volksmund dann das Wort büffeln machte. Wer büffelte, der schlug sich eben mit dem Lernen herum, und mußte, ebenso wie der Bergmann das Erz, die Wissenschaft durch unermüdliches „Püflen" zu erringen suchen.



Lustige Rundschau



* **Ein Glücklicher.** „Na, warum freuen Sie sich denn so, Herr Müller, Sie strahlen ja übers ganze Gesicht?" — „Ja, denken Se mal, eben habe ich 'en Schneider entdeckt, bei dem ich noch nicht gepumpt habe!"

*

* **Die Taube.** „Paßt mal auf, Jungens. Eine Taube fliegt von Paris nach Berlin, das sind 1050 Kilometer. Sie braucht für 50 Kilometer eine Stunde, wie lange braucht sie für die Reise, Emil?" — „23 Stunden." — „Falsch, rechne nach: 1050 durch 50 macht?" — „21." — „Warum sagst du 23?" — „Ich dachte, die Taube würde sich unterwegs etwas ausgeruht haben."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.